

Predigt am 2. Sonntag nach Trinitatis (18.06.23)
über Lukas 14,15-24
Pfarrer Daniel Wanke

Lukas 14,15-24

15 Da aber einer das hörte, der mit zu Tisch saß, sprach er zu Jesus: Selig ist, der das Brot isst im Reich Gottes!

16 Jesus aber sprach zu ihm:

Es war ein Mensch, der machte ein großes Festmahl und lud viele dazu ein. 17 Und er sandte seinen Knecht aus zur Stunde des Festmahls, den Geladenen zu sagen: Kommt, denn es ist schon bereit!

18 Da fingen sie alle an, sich zu entschuldigen.

Der erste sprach zu ihm: Ich habe einen Acker gekauft und muss hinausgehen und ihn besehen; ich bitte dich, entschuldige mich.

19 Und ein anderer sprach: Ich habe fünf Joch Ochsen gekauft und ich gehe jetzt hin, sie zu besehen; ich bitte dich, entschuldige mich.

20 Wieder ein anderer sprach: Ich habe eine Frau geheiratet; darum kann ich nicht kommen.

21 Und der Knecht kam zurück und sagte das seinem Herrn. Da wurde der Hausherr zornig und sprach zu seinem Knecht: Geh schnell hinaus auf die Straßen und Gassen der Stadt und führe die Armen und Verkrüppelten und Blinden und Lahmen herein.

22 Und der Knecht sprach: Herr, es ist geschehen, was du befohlen hast; es ist aber noch Raum da.

23 Und der Herr sprach zu dem Knecht: Geh hinaus auf die Landstraßen und an die Zäune und nötige sie hereinzukommen, dass mein Haus voll werde. 24 Denn ich sage euch: Keiner der Männer, die eingeladen waren, wird mein Festmahl schmecken.

1) Kennst du das?

Stellt Euch das mal vor (oder vielleicht: erinnert Euch, das wäre fast noch besser):

Ihr habt richtig was zu feiern. Einen 18. Geburtstag zum Beispiel oder Richtfest. Entweder habt Ihr selbst groß aufgekocht, oder Ihr lasst einen kulinarisch versierten Caterer mit ganz viel positiven Google-Bewertungen kommen, Ihr habt die halbe Deko vom Staudt an der Fürther Freiheit aufgekauft und feine Getränke eingekühlt; Ihr habt die blütenweiße Tischdecke, die die Urgroßmutter in unzähligen Stunden von Hand bestickt hat, gebügelt und aufgelegt und die Kerzen angezündet. Oder eine Disco-Kugel organisiert.

Und dann, eine halbe Stunde vor dem Start, macht es „bing“ am Handy und eine WhatsApp kommt rein und die ersten Gäste sagen ab. Tut uns leid, morgen haben wir Besichtigungstermin von dem neuen Haus für die Tochter in Berlin, da müssen wir jetzt schon los. Sorry, ganz bestimmt bis zum nächsten Mal.

Naja, der Tisch war ja eh fast zu voll, deckst Du zwei Gedecke ab, nicht so wild. „Bing“. Sorry, tut mir soooooo leid, aber unser neuer Hund hat Durchfall, da wollen wir Euch nichts einschleppen und der Wauzi braucht uns jetzt ganz ganz dringend.

Jetzt wirkt der Tisch schon etwas leerer. „Bing“ Soooooorry, tut mir laaaahaid, ich geh jetzt doch mit meinem neuen Freund ins Kino, wir sind so verliebt, das müssen wir feiern. „Bing“, Oh Mann, wie peinlich, ich hab den Termin total übersehen, bin völlig in der Arbeit versunken; komme vielleicht später noch, aber eher doch nicht. „Bing“ und „Bing“ und „Bing“ und schließlich haben alle abgesagt.

Nicht gut. Kaum vorstellbar? Stellt's Euch trotzdem vor. Und stellt Euch die Frage: Was dann?

Wohin mit dem Essen? Gut, das ließe sich evtl. einfrieren oder in Etappen verzehren. Aber wohin mit deiner Enttäuschung? Wohin mit dem Gefühl, dass da Anderes und Andere wichtiger waren als Du? Du hattest doch Deine engsten Vertrauten eingeladen, Deine besten Freunde, die, die unbedingt mit Dir feiern sollten? Was wird nun? Oder würdest Du, wie der Gastgeber in der Jesus-Geschichte, einfach spontan ganz andere Leute einladen? Wildfremde Typen von der Straße? Ungewaschene? Zwielfichtige? Stinker?

2) Stachelig

Wer das Evangelium unseres Kirchennamenspatrones Lukas ein wenig kennt, weiß, dass eine ganze Reihe von Geschichten, die sich toll lesen und prima anfühlen, einen Stachel hinterlassen können. Da ist der barmherzige Samariter, der ich gerne wäre, aber vielleicht doch so oft gar nicht bin. Da ist die paradiesische Geborgenheit in Abrahams Schoß, die dem armen Lazarus geschenkt wird, aber eigentlich stehe ich tagtäglich auf der anderen Seite des Grabens bei dem Reichen, dem eine wenig freundliche Zukunft prophezeit wird.

Und dann ist da diese Geschichte vom großen Festmahl. Ich kenne sie gut. Und ich kenne genauso gut meinen inneren Reflex:

Ich lehne mich zurück, zeige mit dem Finger auf die drei, die sich entschuldigen, und sage: Typisch. Wie materialistisch. Wie kapitalistisch. Wie irdisch und weltlich. Kapiert die nicht, dass Gott immer und überall die Nummer 1 ist? Und wenn sie so blind sind, dass sie auf Gott verzichten wollen, dann geschieht es ihnen doch geschickt recht, wenn sie den Geschmack des Festmahls versäumen, wenn sie nichts vom Himmel in ihrem Leben haben und am Ende einfach nur wieder zur Erde werden, von der sie genommen sind.

Wenn ich aber ein wenig in den Abstand gehe und noch einmal genau hinhöre und hinlese, dann merke ich ziemlich schnell: Ich bin weder arm noch verkrüppelt. Ich verbringe meine Tage auch nicht blind und bettelnd an Wegen und Zäunen, sondern ich beschäftige mich eher mit meinem Besitz, mit Shopping-Erlebnissen und mit meiner Gattin.

In dem Moment, wo ich mit einem Finger auf die drei gezeigt habe, die sich entschuldigen, habe ich mit drei Fingern auf mich selbst gezeigt. Und ich muss mir die Frage gefallen lassen, wie ich es denn mit der Einladung, die Gott mir geschickt hat, so halte.

Aber halt! Ich bin ja hier. Ich blättere gerade nicht in meinen Kontoauszügen. Und ihr seid hier und blättert nicht in Euren Kontoauszügen. Da haben X Leute die Einladung angenommen. Im Gegensatz zu ... Ups, nicht schon wieder mit einem Finger auf andere zeigen ...

Ihr merkt: Es ist gar nicht so leicht, Position zu beziehen. Es ist gar nicht so leicht, die eigene Rolle innerhalb dieser Geschichte zu finden und die erwünschte oder befürchtete von der tatsächlichen Rolle zu unterscheiden.

3) Prioritäten

Am Anfang eines Gottesdienstes versuche ich anzukommen. Hier im Frei- und Resonanzraum des Glaubens. Ich versuche mir bewusst zu machen, wie ich da bin. Mit mir. Vor Gott. Was ich mit dabei habe. Unter anderem muss auch das eine Rolle spielen, was mich in der vergangenen Zeit daran gehindert hat, Gottes tägliches Lebensfest mitzufeiern. Oder warum ich Anderes vorziehe und auf das verzichte, was das Leben wirklich nach Leben schmecken lässt.

Dieser ehrliche Blick auf mich gehört für mich zum Gottesdienst unbedingt dazu. Diese paar Minuten am Sonntag sind sehr oft die einzige Gelegenheit, die ich finde.

Wenn ich mir dann vor Augen führe, welche Gründe die drei Menschen in der Geschichte haben, die der Einladung nicht folgen, dann sind das nicht irgendwelche Pillepalle-Sachen. Nicht irgendeine Netflix-Serie oder etwas anderes Alltägliches, das zu irgendeinem anderen beliebigen Zeitpunkt erledigt werden könnte; sondern es sind lauter Dinge oder Ereignisse, die damals die zentralen Lebensversicherungen waren: Ernährungsgrundlagen und Familie:

Ein Acker, ein paar Gespanne Ochsen, der Start ins Eheleben: Das sind heute keine Kleinigkeiten, und zur Zeit Jesu waren das noch viel mehr existenzielle Schwergewichte. Schwergewichte, die ja auch etwas mit dem Geschmack des Lebens zu tun haben und manchmal schlicht und ergreifend auch nicht aufgeschoben werden können.

Ja, im Vergleich mit diesen lebens- und überlebenswichtigen Dingen und Ereignissen kann das Fest in der Tat als zweitrangig erscheinen. Warum versteht das der Gastgeber nicht und ärgert sich?

4) Ein Fest für alle

Es gibt noch eine andere Frage, die mich beim Hören der Festmahlgeschichte anspricht: Eigentlich warten die Leute auf den Straßen und Gassen und Zäunen, die Armen und Gehandicapten doch viel sehnsüchtiger auf ein Festmahl als die offensichtlich Reichen, die sich Acker und Vieh und eine ordentliche Hochzeit leisten können.

Warum lädt der Gastgeber diese Menschen nicht von vornherein ein, wo sie es doch viel nötiger haben?

Nun, vielleicht deshalb:

Das Fest steht für etwas, was, wie ich finde, schwer zu beschreiben ist. Und der einfache Satz, der mir da ziemlich schnell eingefallen ist, wirkt eigentlich viel zu banal:

Das Leben ist immer mehr als das, was ich habe. Oder vielleicht noch angemessener: Das Leben an sich ist dieses „Mehr“.

Ich kenne das Gefühl, dass mein Leben immer mehr sein könnte als das, was gerade da ist; mehr als das, was ich gerade habe und bin. In meinem Leben gibt es ein seltsames Defizit, einen seltsamen Mangel, der sich mal größer und mal kleiner anfühlt, den ich aber von alleine nie ganz auffüllen kann (obwohl ich sehr oft nichts anderes tue als zu versuchen, diesen Mangel aufzufüllen).

Wenn ich ein Fest feiere, dann schaffe ich für einen Moment lang eine andere Wirklichkeit. Eine heilsame Unterbrechung. Ich feiere, dass sich mein Leben auf einem Punkt meiner Zeitachse ganz anfühlt. Kurz: Ich feiere eigentlich, dass ich lebe. Dass ich überhaupt lebe.

Und vielleicht ist ja das, woran der Gastgeber die drei Vielbeschäftigten erinnern will und gerade sie in besonderer Weise erinnern muss, weil sie es leichter zu vergessen scheinen als die armseligen Menschen auf den Gassen:

Halte inne. Lass für einen Abend lang den Acker Acker und die Ochsen Ochsen und die Sippe Sippe sein. Komm und feiere, dass Du lebst. Komm und feiere, dass Gott Dir das Leben schenkt. Komm und feiere die große Hoffnung, dass Gott Dich zur Fülle bringen wird. Es kostet Dich nichts. Nur den Moment des Innehaltens.

Amen.